



Wildäpfel

von

Henry David Thoreau

*Aus dem Amerikanischen übersetzt,
mit einem Vorwort und Anmerkungen
von Susanne Schaup*

2012

Verlagsbuchhandlung S. Göbel
Leipzig

Impressum

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek.
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.*

*1. Auflage 2012
ISBN 978-3-940203-06-9
© Verlagsbuchhandlung S. Göbel · Leipzig · 2012
Gesetzt aus der Adobe Jenson Pro
Einbandgestaltung und Satz: Stefan Göbel
Druck und Bindung: LASERLINE Berlin
Gedruckt auf FSC zertifiziertem Papier
Printed in Germany
www.1gutesbuch.de · info@1gutesbuch.de*

Inhaltsverzeichnis

| | |
|-------------------------------------|----|
| Vorwort | 7 |
| Wildäpfel | 19 |
| Die Geschichte des Apfelbaums | 19 |
| Der Wildapfel | 34 |
| Der Holzapfel | 38 |
| Wie der Wildapfelbaum wächst | 41 |
| Die Frucht und ihr Geschmack | 51 |
| Ihre Schönheit | 61 |
| Ihre Namensgebung | 64 |
| Letzte Nachlese | 67 |
| Der gefriergetaute Apfel | 70 |
| Nachwort | 76 |
| Anmerkungen | 78 |
| Zeittafel | 87 |



Wildäpfel

Vorwort

Als H.D.Thoreau (1817–1862) seine letzten Essays – *Wild Apples*, *Walking* und *Life Without Principle* – verfaßte, nahm er noch einmal seine ganze Kraft zusammen. Diese Essays, so könnte man sagen, sind sein Vermächtnis. Auf knappen fünfundzwanzig Druckseiten breitet er in *Wildäpfel* ein Panorama der Apfelkunde aus, durchstreift die Mythen der Völker, die dem Apfel vor allen anderen Früchten der Natur einen symbolischen Wert beimaßen, und zitiert Homer, die nordische Edda, die Bibel und andere Quellen, um den Apfel, vor allem den wild wachsenden, zu verherrlichen. Er unterfüttert den Stoff mit dem Reichtum seines botanischen Wissens, das er in eingehenden Studien, durch Beobachtung in Feld und Wald, auf täglichen Wanderungen bei jeder Witterung, sowie anhand der gesamten ihm zugänglichen Literatur erworben hatte. Über die Jahre war der Dichter von *Walden, oder Leben in den Wäldern*, seinem berühmten Hauptwerk, zu einem Naturforscher geworden. Noch 1862 sammelte er fieberhaft Material für ein großes pflanzenkundliches Werk, zu

dem es nicht mehr kommen sollte. Der Dichter war zugunsten des Botanikers und Naturforschers in den Hintergrund getreten. Aber wer *Wildäpfel* liest, wird gleichermaßen berührt sein von der Fülle des kuriosen Wissens wie von der poetischen Kraft der Schilderungen seiner geliebten Wildäpfel, in die er alles hineinlegt, was für ihn Natur und das Leben in und mit der Natur bedeutet.

Nie würde man denken, daß diese leidenschaftliche Beschwörung das Werk eines Todkranken ist. Es ist, als würde Thoreaus Lebenswille, seine Liebe zur Natur in diesem letzten Frühjahr noch einmal auflodern. Er wußte, daß er im Sterben lag. Solange er konnte, und als er zusehends schwächer wurde mit Hilfe seiner Schwester, bereitete er die letzten Schriften zum Druck vor und überarbeitete sein Erstlingswerk, *A Week on the Concord and Merrimack Rivers*, den Bericht von einer Flußfahrt mit seinem Bruder John, ein „Lebensbuch“ wie *Walden*. Die Veröffentlichung der revidierten Ausgabe hat er nicht mehr erlebt.

Schon Ende 1860 stand es schlecht um seine Gesundheit. Trotz einer Erkältung hatte er sich an einem besonders frostigen Dezembertag

stundenlang im Freien aufgehalten, wie es seine Gewohnheit war, und die Jahresringe eines alten Baumes gezählt. Dabei zog er sich eine schwere Bronchitis zu, die ihn den ganzen Winter ans Haus fesselte. Im Frühjahr 1861 war sein Zustand so schlecht, daß die Ärzte ihm zu einer Klimaveränderung rieten. Seine Wahl fiel auf Minnesota, den Präriestaat, dem ein trockenes, gesundes Klima nachgesagt wurde. Außerdem reizte ihn der Westen als Grenzland, als „frontier“, das für ihn Wildnis und unberührte Natur bedeutete.

Vom medizinischen Standpunkt aus betrachtet war die Reise ein eklatanter Mißerfolg. Zwei Monate war Thoreau per Eisenbahn und Schiff unterwegs und dachte nicht daran, sich zu schonen. Er trieb weiterhin seine Studien, knüpfte Kontakte, besuchte Ausstellungen und mutete sich Wanderungen zu. Seine Suche nach einem wilden Apfelbaum hatte die Dimension einer Gralssuche angenommen. Sie wurde belohnt, als er endlich einen Baum in voller Blüte fand – das große Glückserlebnis dieser Reise. Er hat es in *Wildäpfel* geschildert.

Als er Anfang Juli 1861 nach Concord zurückkehrte, war er kränker als zuvor. Für seine

Erholung hatte die Reise nichts gebracht, im Gegenteil, sie hatte ihn überanstrengt, aber der geistige, innerliche Ertrag war groß. Die Tuberkulose, Thoreaus Grunderkrankung, der schon sein geliebter Bruder John in jungen Jahren und später seine ältere Schwester Helen erlegen waren, schritt immer weiter voran. Thoreau ließ sich davon weder beirren, noch in seinem Arbeitseifer bremsen. Zeitgenossen staunten über die Heiterkeit und Gemütsruhe, mit der er seine Immobilität und die Schmerzen ertrug. Er blieb freundlich, weltzugewandt und bis zuletzt offen für Begegnungen. Er ließ sich sein Krankenbett ins Wohnzimmer stellen, um Besuche empfangen und am Leben des Hauses teilnehmen zu können. Als er am 6. Mai 1862 starb, hatten die Apfelbäume vor seinem Fenster gerade die ersten Blätter angesetzt. Als er die Augen für immer schloß, erwachten die Bäume, die er so liebte, zu neuem Leben.

Er hat ihnen, besonders der Urform *malus silvestris*, dem wild auf Viehweiden und im Wald wachsenden Holzapfelbaum, mit dem Essay ein Denkmal gesetzt. Es ist eine wahre Apotheose des Wildapfelbaums. Er hat ihn verherrlicht als

Sinnbild einer unverdorbenen Ursprünglichkeit und Urwüchsigkeit. Denn das „Wilde“ ist ein Schlüsselbegriff von Thoreau, dargelegt in dem großen Essay *Walking*, und durchzieht leitmotivisch sein gesamtes Schaffen. Er fand es nirgends in solcher Vollkommenheit verkörpert wie in der unscheinbaren Frucht, die im Spätherbst reift und erst schmackhaft wird, wenn der Frost sie mürbe gemacht hat. Gefroren und wieder aufgetaut, am Baum hängend, im feuchten Laub oder im Schnee verborgen, entfaltet sie ihr bestes Aroma, wenn die Kulturäpfel längst abgeerntet, verwertet und eingelagert sind, und behält den ganzen Winter ihre Frische. Erst dann gewinnt das vorher ungenießbare, herbsaure Fruchtfleisch eine unerwartet nachhaltige, rassige Süße. Zu Most gepreßt, dem amerikanischen „Cider“, ist diese verachtete Frucht von einer Qualität, die in den Augen Thoreaus alle noch so erlesenen, veredelten Sorten in den Schatten stellt.

Auf geheimnisvollen Wegen wild ausgesät, ist das Wurzeln und Wachsen eines Wildapfelbaums nicht weniger als ein heroischer Akt. Von grasenden Kühen ständig am Wachsen gehindert, ist die Pflanze genötigt, sich in die Breite auszudehnen,

bis ihr Gestrüpp einen wirksamen Schutzwall gegen das Weidevieh bietet und aus seinem Inneren einen Ast in die Höhe treiben und Früchte ausbilden kann. Es dauert Jahre, bis der Holzapfel von einem niedrigen Strauch zu einem Baum heranwächst, der schließlich eine Höhe von bis zu zehn Metern erreichen kann.

Thoreaus Betrachtung über Herkunft, Wachstum und Beschaffenheit des Holzapfelbaums wäre ein Kuriosum, ein zwischen dichterischer Beschwingtheit und wissenschaftlichem Realismus schwankender Zwitter, wenn es nicht um das *Sinnbild* ginge, das, wofür der Wildapfel steht. Das ist das Anliegen, um dessentwillen sich die akribischen Studien, die jahrelange Feldforschung, die täglichen Wanderungen und Entbehrungen, die der Dichter während seines ganzen Lebens auf sich genommen hatte, gelohnt haben. Aus heutiger Sicht ist dieses Anliegen aktueller denn je.

Schon zu seiner Zeit, in der Mitte des 19. Jahrhunderts, sah Thoreau die Natur in Nordamerika vom Eingriff des Menschen, von ihrer ständigen Einschränkung, Zähmung und mißbräuchlichen Nutzung bedroht. Er plädierte leidenschaftlich für

die Erhaltung von Oasen der „Wildnis“ als das Ambiente, in dem der wilde Apfelbaum und alles Natürliche gedeihen. Thoreaus Begriff von Wildnis umfaßt mehr als nur einen geographischen Raum. Es ist der Inbegriff des unverbildeten Lebens, der ewigen Quelle, aus der die Seele des Menschen sich nährt, wenn sie nicht verdorren will. Das Gespenst der modernen Zivilisation, die Zerstörung des Lebens durch menschlichen Fortschrittswahn, malt Thoreau nur allzu deutlich an die Wand. Von genmanipulierten Nahrungsmitteln wußte er noch nichts, aber er beklagt den Rückgang der natürlichen Vielfalt – die wir heute „Biodiversität“ nennen –, die Zurückdrängung wilder Früchte zugunsten immer weniger veredelter Sorten mit ihren Stereotypen von Aussehen und Geschmack. Er bedauert, ja, er trauert, daß die Ära des Wildapfels sich dem Ende zuneigt. Damit geht ein ganzer Biotop zugrunde. Wie vielen Vögeln bot das wilde Apfelgestrüpp Schutz und Zuflucht, wie viele Tiere nährten sich von seinen Früchten. Ein ganzes Regelsystem, das Pflanzen, Tier und Mensch zu einer Einheit verband, wird auf diese Weise zerstört und verschwindet für immer.

Somit ist der Wildapfel weit mehr als eine ob-
skure Frucht des Waldes, die schon zu Thoreaus
Zeiten keine Geltung und keine kommerzielle Be-
deutung mehr hatte. Er ist das schöpferische Prin-
zip schlechthin. Er ist die Schöpfung im Urzu-
stand vor dem Sündenfall, der darin besteht, der
Natur den Willen des Menschen aufzuzwingen.
Das „Wilde“ kann uns vieles lehren. Es behaup-
tet sich im Daseinskampf kraft einer unerschöpf-
lichen inneren Stärke, die aus der Freiheit kommt.
Im Einklang mit seiner Bestimmung setzt es sich
durch gegen alle Widrigkeiten, die seine Existenz
bedrohen. Es ist eine Ressource, die zu zerstören
die Menschheit sich nicht leisten kann. „Alle guten
Dinge sind wild und frei“, „Das Lebendigste ist das
Wildeste“, „In der Wildnis liegt die Bewahrung der
Welt“. So hat Thoreau sein Credo im Essay *Wal-
king* formuliert.

Hand in Hand mit „Wildnis“ geht die Freiheit.
Sie ist ihre Grundvoraussetzung, die nachhallt,
wenn wir heute diesen Essay lesen. Er setzt etwas
frei im Bewußtsein der Nachgeborenen. Er setzt
etwas in Schwingung – wie wenn man Mozart
hört oder Bach, wenn man vor einem erhabenen

Bauwerk steht oder auch nur in einer kleinen ro-
manischen Kirche. Ein so geringes Ding, ein
schrumpfliger Holzapfel, kann eine Botschaft von
so großer Reichweite haben, daß sie förmlich das
ganze Dasein umspannt und in seine Tiefe lotet.
Man vergißt bei der Lektüre, daß es ein Sterbender
ist, der diese Botschaft ausspricht, leidenschaftlich
und liebevoll, auf der Höhe seiner sprachlichen
Kraft.

Wildäpfel ist ein nährendes Text. Man zehrt
noch von ihm, wenn man ihn lange aus der Hand
gelegt hat. Freilich bleibt einem auch die Klage des
Propheten Joel im Ohr, mit dem Thoreau den Es-
say beschließt: „... ja, alle Bäume auf dem Feld sind
verdorrt. So ist die Freude des Menschen zum Jam-
mer geworden.“ Aber je heller die Flamme lodert,
die sich an solchen Texten entzündet, desto weni-
ger muß das Menetekel zur Wirklichkeit werden.
Je mehr „Wildnis“ im einzelnen Menschen und vie-
len Einzelnen Raum gewinnt, desto mehr Raum
gibt es auch für die Hoffnung.

Thoreau ist ein *poeta doctus*, ein gelehrter Dich-
ter, und daher hielten wir es für angebracht, dem
Text einigermaßen ausführliche Anmerkungen

beizugeben. Nicht alle sind für das Verständnis des Essays unbedingt nötig, aber wer mehr wissen will, wer Zitate auf ihre Quelle zurückführen, literarische Anspielungen verstehen und mit Thoreaus botanischen Kenntnissen Schritt halten möchte, erhält hier Auskunft. Eine humanistische Bildung, wie Thoreau sie schon in jungen Jahren auf dem Harvard College erwarb und später in eigenen Studien vertiefte, kann heute nicht vorausgesetzt werden. Abgesehen davon ist es vergnüglich, sich die Mythen und Sagen zu vergegenwärtigen, die Thoreau für seine Apotheose des Wildapfelbaums heranzog. Es fällt dadurch leichter, sich seine Welt vorzustellen, den zeitlosen geistigen Raum, in dem er sich bewegte. Wer den Essay mit Gewinn gelesen hat, wird vielleicht auch gern in den Anmerkungen schmökern, und sei es nur, um den Text nachwirken zu lassen, um seinen „Geschmack“ auf der Zunge zu behalten – wie das Aroma des Wildapfels.

Susanne Schaup



Wildapfelblüten



Wildapfelbaum

Wildäpfel

Die Geschichte des Apfelbaums

Es ist bemerkenswert, wie eng die Geschichte des Apfelbaums mit der des Menschen verbunden ist. Der Geologe belehrt uns, daß die Familie der Rosengewächse (*Rosaceae*), die auch den Apfelbaum einschließt, sowie die echten Gräser und Lippenblütler (*Labiatae*) oder Minzen erst kurze Zeit vor dem Auftreten des Menschen auf dem Planeten Einzug gehalten haben.

Es scheint, daß Äpfel einen Bestandteil der Nahrung jenes unbekannten, urzeitlichen Volkes bildeten, dessen Spuren vor nicht langer Zeit auf dem Grund von Schweizer Seen gefunden wurden und das vermutlich älter ist als die Gründung Roms, so alt, daß es noch keine Geräte aus Metall besaß. Aus dessen Vorräten konnte ein völlig schwarzer, verholzter Holzapfel geborgen werden.

Tacitus¹ berichtet, daß die alten Germanen ihren Hunger unter anderem mit wilden Äpfeln (*Agrestia poma*) stillten.

Niebuhr² beobachtet, daß „die Wörter für Haus, Feld, Pflug, Pflügen, Wein, Öl, Milch, Schafe, Äpfel und andere Wörter, die sich auf den Ackerbau und die sanftere Lebensart beziehen im Lateinischen und Griechischen übereinstimmen, während die lateinischen Bezeichnungen für alle Gegenstände, die mit Krieg und Jagd zu tun haben, dem Griechischen völlig fremd“ sind. Daher kann man den Apfelbaum gleich dem Ölbaum als ein Symbol des Friedens betrachten.

Schon in frühester Zeit war der Apfel so bedeutsam und allgemein verbreitet, daß sein Name, geht man auf dessen Wurzel zurück, in vielen Sprachen die allgemeine Bedeutung von Frucht hat.

Das griechische Wort (*μήλον*) bedeutet „Apfel“ wie auch die Frucht anderer Bäume sowie Schaf, jegliches Vieh und letztlich Reichtum im allgemeinen.

Die Hebräer, die Griechen, die Römer und die Skandinavier huldigten dem Apfelbaum. Manche glaubten, das erste Menschenpaar sei von seinen Früchten verführt worden. Der Sage nach wetteiferten Göttinnen um den Apfel, Drachen hüteten ihn, und Helden erhielten den Auftrag, ihn zu pflücken.

Im Alten Testament wird der Apfelbaum mindestens an drei Stellen erwähnt. So singt Salomon³: „Wie ein Apfelbaum unter den wilden Bäumen, so ist mein Freund unter den Jünglingen.“ Und nochmals: „Er erquickt mich mit Traubenkuchen und labt mich mit Äpfeln.“ Der edelste Teil des edelsten Gesichtsmerkmals, der „Augapfel“⁴, ist nach dieser Frucht benannt.

Auch bei Homer⁵ und Herodot⁶ findet der Apfelbaum Erwähnung. Odysseus erblickte in dem herrlichen Garten des Alkinoos „Birnen, Granatäpfel und Apfelbäume, prächtige Früchte zeitigend“ (*καὶ μηλέαι ἀγλαόκαρποι*). Und laut Homer befanden sich unter den Früchten, die Tantalus nicht zu pflücken vermochte, da der Wind ihre Zweige ständig von ihm fortwehte, auch Äpfel. Theophrastus⁷ kannte den Apfelbaum und beschrieb ihn als Botaniker.

Gemäß der *Snorra-Edda*⁸, „bewahrt Iduna⁹ in einem Kästchen die Äpfel, von denen die Götter, wenn sie das Alter herankommen fühlen, nur zu kosten brauchen, um sich zu verjüngen. Auf diese Weise erhalten sie sich in stets erneuerter Jugend bis Ragnarök“ (dem Untergang der Götter).

Von Loudon¹⁰ erfahre ich, daß „die alten walisischen Barden für herausragenden Gesang symbolisch mit einem Apfelblütenzweig belohnt wurden“; und daß „im schottischen Hochland der Apfelbaum das Kennzeichen des Lamont-Clans ist“.

Der Apfelbaum (*Pyrus malus*) gehört vorwiegend der gemäßigten nördlichen Klimazone an. Loudon sagt, daß er „in allen Teilen Europas außer in der kalten Zone wildwachsend, sowie überall im Westen Asiens, Chinas und Japans anzutreffen“ sei. Außerdem gibt es zwei oder drei Apfelsorten, die in Nordamerika heimisch sind. Der Kulturapfelbaum wurde hierzulande von den ersten Siedlern eingeführt, und es heißt, daß er hier ebenso gut, wenn nicht sogar besser gedeiht als anderswo. Es steht zu vermuten, daß einige der heute gezüchteten Sorten von den Römern nach Britannien gebracht wurden.

Plinius¹¹ bemerkt, sich der Unterscheidung des Theophrastus bedienend: „Unter den Bäumen gibt es solche, die gänzlich wild (*sylvestres*) und andere, die zivilisierter (*urbaniore*) sind.“ Theophrastus rechnet den Apfelbaum den letzteren zu; und in diesem Sinne ist er tatsächlich der zivilisierteste

aller Bäume. Er ist so arglos wie die Taube, so schön wie eine Rose und so wertvoll wie eine Rinder- oder Schafherde. Er wurde länger kultiviert als irgend ein anderer Baum und ist daher „humanisierter“; und wer weiß, vielleicht wird er, wie der Hund, langfristig nicht mehr auf seinen wilden Ursprung zurückzuführen sein. Er wandert mit dem Menschen wie der Hund, das Pferd und die Kuh, zuerst vielleicht von Griechenland nach Italien, von dort nach England und weiter nach Amerika; und unser Auswanderer¹² mit dem Drang nach Westen zieht noch immer stetig der untergehenden Sonne entgegen, die Samen des Apfels in der Tasche, oder vielleicht hat er etliche junge Bäume an seine Fuhre geschnallt. Auf solche Weise werden in diesem Jahr mindestens eine Million Apfelbäume weiter westlich gepflanzt werden, als kultivierte Bäume im vergangenen Jahr wuchsen. Bedenken wir, wie auf diese Weise die Woche der Baumbüte sich wie der Sabbath alljährlich über die Prärien verbreitet, denn wenn der Mensch auswandert, nimmt er nicht nur seine Vögel, seine Vierbeiner, Insekten, Gemüse und sogar seinen Rasen, sondern auch seinen Obstgarten mit.

Die Blätter und zarten Triebe bieten zahlreichen Haustieren, wie Rindern, Pferden, Schafen und Ziegen, ein schmackhaftes Futter, und auch seine Früchte werden von ihnen sowie vom Schwein heiß begehrt. Daher scheint von Anfang an ein natürliches Bündnis zwischen diesen Tieren und dem Apfelbaum bestanden zu haben. „Die Früchte des Holzapfelbaums in den Wäldern Frankreichs“ sollen „eine wichtige Nahrungsgrundlage für das Wildschwein“ sein.

Nicht nur der Indianer, sondern auch zahlreiche heimische Insekten, Vögel und Quadrupeden hießen den Apfelbaum an diesen Gestaden willkommen. Die Zeltraupe legte ihre Eier auf dem ersten sprossenden Zweig ab und teilt seither ihre Vorliebe zwischen ihm und dem wilden Kirschbaum; und auch die gefräßige Larve hat in gewissem Maß die Ulme verlassen, um sich von ihm zu ernähren. Als der Apfelbaum sich in raschem Wuchs entfaltete, eilten der Hüttensänger, das Rotkehlchen, der Seidenschwanz und viele andere Vögel herbei, bauten ihre Nester und tirilierten in seinen Zweigen. So wurden sie zu Vögeln des Obstgartens und vermehrten sich mehr denn je. Das machte Epoche

in der Geschichte ihrer Gattung. Der Flaumspecht fand so schmackhafte Happen unter seiner Rinde, daß er diese um den ganzen Baum herum ringförmig durchlöcherte, bevor er von ihm abließ – was er meines Wissens nie zuvor getan hatte. Es dauerte nicht lange, da fand das Rebhuhn heraus, wie süß die Blüten mundeten, und flog, und fliegt noch heute, an jedem Abend aus dem Wald, um sie zu verspeisen, sehr zum Kummer des Landwirts. Auch das Kaninchen säumte nicht, auf den Geschmack seiner Zweige und seiner Rinde zu kommen; und wenn die Früchte reif wurden, kam das Eichhörnchen und beförderte sie halb rollend, halb tragend in seine Höhle; und selbst der Bisam kroch des Abends aus dem Bach ans Ufer und verschlang sie gierig, einen Trampelpfad im Gras hinterlassend; und wenn sie gefroren und wieder aufgetaut waren, kosteten die Krähe und der Eichelhäher sie gerne hin und wieder. Die Eule verkroch sich in den ersten Apfelbaum, der innen hohl war, und kreischte förmlich vor Entzücken, denn das Plätzchen war für sie wie geschaffen, so daß sie sich darin niederließ und seither dort heimisch ist.

Da mein Thema der Wildapfel ist, möchte ich